

## Zwischen Pop Art und Brutalismus. Der Architektur 1960er und 1970er Jahre geht es weiter an den Kragen

- Eine Polemik -

von Andreas Barz

Was für ein spannender Kontrast eröffnet sich dem Betrachter, betritt er nach einer Fahrt durch den Berliner Untergrund den Fehrbelliner Platz in Wilmersdorf. Lässt er seinen Blick über den Platz schweifen, fällt sogleich ein kleines Gebäude im Stil der Pop Art auf, deren großer Protagonist Ludwig Leo war. Den Bahnhofsbaus auf dem Fehrbelliner Platz hat der Architekt der dritten großen U-Bahn-Epoche und Scharoun-Schüler Rainer G. Rümmler 1972 errichtet.

Im ersten Moment irritiert das mit knalligen roten Fliesen verkleidete amorphe Eingangsgebäude auf der weiten Platzfläche, die an den drei Kreissegmenten der südlichen Platzhälfte mit Verwaltungsbauten der dreißiger Jahre umbaut ist und deren düstere Fassaden ähnlich denen am Münchner Königsplatz oder am Donauufer in Wroclaw von einem totalen Gestaltungswillen zeugen, der nach Intention seiner Erbauer noch in tausend Jahren beeindrucken sollte. An regnerischen Novembertagen wirken diese Bauten und dieses Platzensemble so deprimierend, dass man eilig dem roten verspielten Bahnhofsbaus zustrebt, der dann fast wie ein Glücksversprechen von einer neuen, fröhlichen und ausgelassenen Zeit kündigt.

Rümmler ist mit diesem kleinen Bauwerk ein großer Coup gelungen, schafft er es doch mit dieser architektonischen Geste, den Geist eines Städtebaus zu ironisieren, ohne die Bauten selbst zu verstellen oder in ihrem authentischen Erscheinungsbild zu verändern. Einen ähnlichen positiven Kontrast bildet das Verwaltungsgebäude der Deutschen Rentenversicherung. Die 23-geschossige frühere Bundesversicherungsanstalt für Angestellte der Architekten Schäfers und Löffler am benachbarten Hohenzollerndamm mit der futuristischen Aluminiumfassade ist weithin sichtbar. Das 1973-1977 errichtete Gebäude gehört neben dem Internationalen Congress Centrum (ICC), der Schlossstraßenüberbauung Bierpinsel (beides Werke des kürzlich verstorbenen Ralf Schüler) und dem Evangelischen Konsistorium im Berliner Hansaviertel zu den bemerkenswertesten Bauwerken dieser Epoche in Berlin.

Obgleich sich die Welt der Pop Art und die Farbpaletten der 1960er und 70er Jahre inzwischen in vielen

Design- und Marketingprodukten und nach den Swinging-Fifties einer Renaissance erfreuen und nicht selten bis ins Kitschige zitiert werden, bleibt die Architektur dieser Zeit vor allem in den westdeutschen Städten beliebter Abrisskandidat, gilt gemeinhin als Energiefresser und als nicht erneuerbar. Jüngst fiel in Frankfurt am Main das Technische Rathaus, dessen betonprägende Großstruktur den rekonstruktionswilligen Städtebauern und einer auf heimelige traditionelle Architektur getrimmte Stadtpolitik lange schon ein Dorn im Auge war. In Berlin wird derzeit das von Georg Heinrichs und Hans C. Müller 1967-68 errichtete ehemalige Evangelische Konsistorium mit seiner Aluminiumfassade und Fensterbändern in schwarzen Neoprene-Profilen abgerissen und das anschließend frei werdende Spreegrundstück soll nach dem Willen der lokalen Bezirkspolitik mit einer Blockrandbebauung wieder geschlossen werden. Dass das als Höhendominante errichtete Konsistorium mit dem benachbarten Wohnquartier der Interbau57 korrespondiert, wird bei einer Neuplanung vollständig übersehen. Wie einfallslos!

Und wie so oft sind es die gleichen, meist einfältigen Argumente, die erhalten müssen, um die Architektur der 1960er und 1970er Jahren zu diskreditieren. Als hässlich und monströs, rücksichtslos und antiurban wird sie empfunden, sie nehme kaum Bezug auf tradierte Stadtgrundrisse, sei raumgreifend und bedrohe unsensibel die Europäische Stadt - wengleich die Kritiker nicht erklären können, was sie unter einem europäischen Stadtmodell überhaupt verstehen. Den Haustechnikern und Energieberatern gilt die Nachkriegsmoderne zudem als bau- und klimatechnisch kaum zu erneuern und wenn doch, gelänge dies nur unter Aufgabe der den Gebäuden inhärenten konstitutiven Bestandteile. Wie eine solche energetische Sanierung dann aussieht, lässt sich erleben, wenn Waschbetonfassaden und Fensterprofile demontiert und durch neue, zentimeterdicke wärmegeämmte und zumeist bunte Putzfassaden und Plastikprofile ersetzt werden. Ein Abriss, so der kritische Betrachter, wäre in vielen Fällen der konsequente Weg gewesen. Dass eine technische Ertüchtigung der Nachkriegsmoderne oft-



Abb.1: Eingangsgebäude Fehrbelliner Platz, Berlin.

mals ein schwieriges Unterfangen ist, wird nicht bestritten - dass sie unlösbar und ökonomisch nicht sinnvoll sei, widerlegen inzwischen eine Vielzahl von gelungenen bautechnischen Erneuerungen von Bauten der Zwischenkriegs- und frühen Nachkriegsmoderne. Als prominentestes Beispiel sei die Fassadenerneuerung des Berliner Europa-Centers genannt.

Dass sich die in den 1960er und 70er Jahren errichteten Großbauten wie Rathäuser, Verwaltungs- und Geschäftsbauten, Hochschulen und Krankenhäuser nicht tradierten Städtebaukonzeptionen unterordnen und oftmals als Solitäre die Innenstädte prägen, lässt sich heute nur schwer vermitteln. Der unbegrenzte Fortschrittsgedanke, das Experimentieren mit neuen Konstruktionsformen und Materialien vermitteln sich zugegebenermaßen oft nur dem fachlich kundigen Betrachter. Dass diese Großbauten dennoch gestalterische Gesamtkunstwerke sein und in ihrer solitären Struktur auch raumkünstlerisch miteinander in Bezug gesetzt werden können, zeigt der als Verkehrsverteiler



Abb.2: Verwaltungsgebäude der Deutschen Rentenversicherung, Berlin.



Abb.3: Ehemaliges Konsistorium Zustand, Berlin.

angelegte Ernst-Reuter-Platz in Berlin, dessen Bebauung in Teilen ebenfalls lange Zeit zur Disposition stand.

Aber nicht nur in Berlin, Köln, Frankfurt am Main und Hamburg lassen sich herausragende Bauten der 1960er und 1970er Jahre finden, wie der Klartext-Verlag in einem Architekturband zur Dortmunder Moderne recht eindrucksvoll unter Beweis stellt. So sind beispielsweise die Doppelhäuser der Westdeutschen Landesbank / Dresdner Bank sowie das Hochhaus der Volkswohlbund Versicherung des Architekten Harald Heilmann herausragende Gesamtensembles, deren Gestaltungsvielfalt sich insbesondere beim Betreten der Gebäude zeigt. Die in den Bauten ausnahmslos erhalten gebliebenen Interieurs sind alles andere als brutal und unmenschlich, sondern bieten eine Farben- und Formenvielfalt, die niemanden unbeeindruckt lässt. Selbst Aschenbecher und Tische sind in das Gestaltungskonzept einbezogen.

Imponierend auch die Privathäuser Hülsher und Voigt des Bonatz-Schülers Detlef Voigt sowie das



Abb.4: Umlaufkanal der TU-Berlin, Berlin.

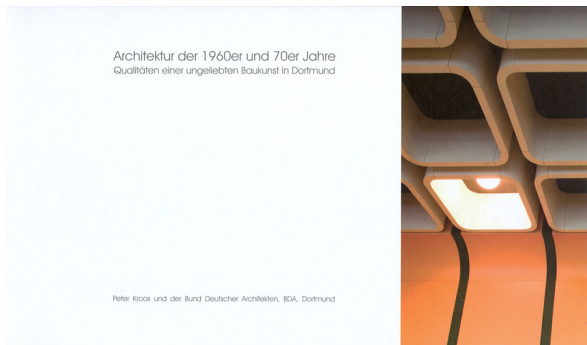


Abb.5: Titel des besprochenen Bandes.

Apartmenthaus Kosfeld in der südlichen Dortmunder Innenstadt von Günther Odenwaeller. Das Privathaus des Bauunternehmers Hülscher galt den Nachbarn seinerzeit als Affront - wie die Bauakten zeigen, wollten die Nachbarn nur einen konventionell errichteten Bau akzeptieren. Voigt verwendet für die Gestaltung der Außenwände Naturstein aus der Lüneburger Heide und Sichtbeton. Im Inneren der Gebäude überzeugen die aufwändigen Interieurs, die ebenfalls unter Voigts Mitwirkung entstanden und vollständig erhalten sind. Auch die Kosfeld-Häuser mit ihren schwarz-braunen Ziegelsichtmauerwerken und Balkonverkleidungen aus Faserzementplatten sowie aufwändigen Eingangsbereichen und Wohnungsausstattungen beeindrucken durch ihren Erhaltungszustand.

Im Fall des ausführlich dargestellten Volkswohlbund-Hochhauses am Dortmunder Südwall sind die Darstellungen im Band indes nur noch ein architekturgeschichtlicher Exkurs: Das Gebäude wurde 2008 medienwirksam gesprengt. Bei Freibier und deftigem Essen wurden die Dortmunder geladen, um der Zerstörung eines Dortmunder Schandflecks jubelnd beizuwohnen. Eine derartige Inszenierung erinnert an die medial aufbereitete Sprengung der Vockeroder Kraftwerkstürme 2001, die dem hochrangigen Industriedenkmal die weithin sichtbaren Schornsteine nahm und nur noch eine leere Gebäudehülle zurückließ. Auch 2001 waren rekonstruktionswütige Gestalter am Werk, die mit Hilfe von Sprengstoff eine ganze Region in die Zeit der Aufklärung des anhaltinischen Fürsten Franz versetzen wollten und gar nicht merkten, wie antiaufklärerisch sie sich gerierten. Dem Symbol des Industriellen Gartenreiches und Ort zweier hervorragender Landesausstellungen wurde mit der Sprengung endgültig der Denkmalwert genommen und so war es nur folgerichtig, dass das Landesamt für Denkmalpflege in Halle das Bauwerk von der Denkmalliste strich. Die



Abb.6: Kantine der Dresdner Bank, Dortmund.

mehr als hundert Jahre industriell geprägte Region um Dessau hat jedoch durch die Wiederherstellung des vorindustriellen Landschaftsbildes, wie erhofft, bis heute nichts dazugewonnen: die Arbeitslosigkeit ist ungebrochen hoch, ganze Landstriche sind entvölkert und das Kraftwerk bleibt ein malträtierteter Gigant, den kein Investor erwerben möchte.

Auch in Dortmund und in anderen Städten des Ruhrgebietes ist nach dem Niedergang des Kohleindustrienzeitalters und ungeachtet einer erfolgreich abgeschlossenen Bauausstellung in den 1990er Jahren noch kein stadtgestalterischer und konzeptioneller Neuanfang gefunden. Städte wie Duisburg und Wuppertal bluten ungeachtet einzelner kleinerer Entwicklungsgebiete vom inneren Kern aus. Geschäftsstraßen sind verwaist, Theater und Kirchen schließen reihenweise. Rettung erhoffen sich die Dortmunder Stadtplaner, wie in Dresden und Frankfurt auch, von einer Neuorientierung hin zu einem vormodernen Städtebild. Die Architektur der 1960er und 1970er Jahre mit ihren oft schroffen Betonfassaden passt da eben nicht mehr in das undefiniert bleibende europäische Stadtkonzept. So hofft auch



Abb.7: Foyer des Volkswahlbund-Hauses, Dortmund.

Dortmund, wie die Autoren schreiben, auf einen Neuanfang und träumt von einer mittelalterlichen Stadt, wie die Wiederentdeckung des alten Stadtwappens im offiziellen Briefbogen der Verwaltung suggeriert. Wie in so vielen zerstörten westdeutschen Städten war der Neuanfang ein beinahe totaler. Die wenigen übriggebliebenen Reste der Vorkriegsstadt, darunter das mittelalterliche Rathaus, wurden geopfert, um eine neue Stadt nach den Prinzipien von Licht-Luft-Sonne und mit ungebremstem Verkehr zu errichten. Die Mehrheit der Dortmunder Bevölkerung stand hinter diesem Prinzip und wünschte keinen Wiederaufbau nach traditionellem



Abb.8: Volkswahlbund-Haus, Dortmund, 2008 gesprengt.

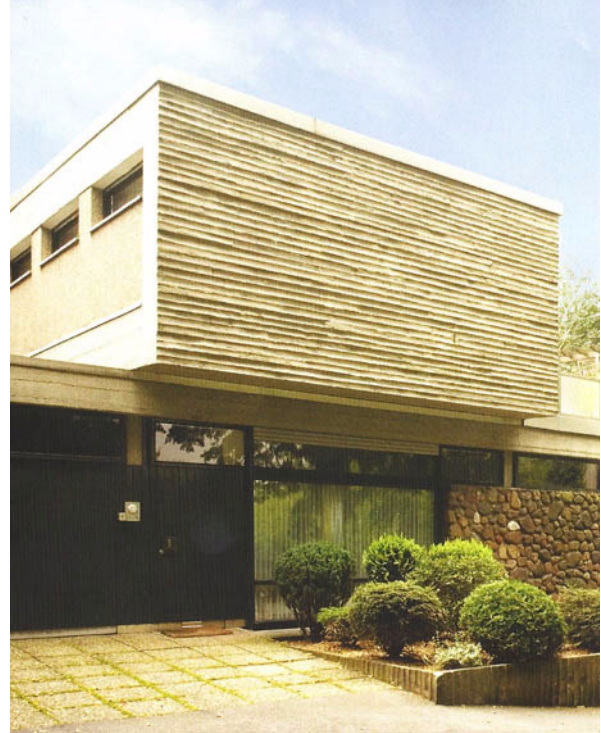


Abb.9: Haus Hülscher, Fassade, Dortmund.

Modell. Doch diesen demokratischen Mitbestimmungsprozess unterschlagen die Kritiker geflissentlich, wenn es um die Architektur der Nachkriegsmode geht, deren Qualitäten meist niedergeschrieben werden bzw. werden die Gebäude durch mangelnde Instandsetzung bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet, so dass am Ende der Abriss als die einzige sinnvolle Alternative erscheint. Ob der Abriss und der gewünschte historisierende Neuaufbau nach Vorbild des Dresdner Neumarktes oder wie im Fall der Erweiterung der Frankfurter Altstadt geplant, die offensichtlichen ökonomischen Schwierigkeiten gerade der Ruhrgebietsstädte wird lösen können und den ehemaligen Industriemetropolen zu mehr urbaner Le-



Abb.10: Haus Hülscher, Eingangsbereich, Dortmund.

bensqualität verhelfen, darf bereits heute bezweifelt werden. In Dresden ist mit Ausnahme einer Wiederherstellung des Canaletto-Abbildes bislang keine urbane Wiedererweckung gelungen und die Frankfurter Innenstadt wird auch nach Errichtung der historistischen Altstadterweiterung außerhalb der Geschäftszeiten verwaist bleiben.

Und wie die Geschichte der Architektur immer wieder zeigt, sind möglicherweise die heute als urbane Rettungsanker stilisierten historisierenden Bauten die Abrisskandidaten der Zukunft, da sich den nachwachsenden Generationen ihre städtebauliche Intention nicht vermitteln lassen wird.

Peter Kroos und der Bund Deutscher Architekten Dortmund (Hrsg.): Architektur der 1960er und 70er Jahre. Qualitäten einer ungeliebten Baukunst in Dortmund. Klartext-Verlag, Essen 2008. 167 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 29,95 Euro. ISBN 978-3-00-025330-0

Zum Vertiefen: DENKMAL!MODERNE. Architektur der 60er Jahre – Wiederentdeckung einer Epoche, hg. v. Adrian von Buttlar und Christoph Heuter. Jovis Verlag, Berlin 2007. 144 Seiten mit einigen Abbildungen, 25,- Euro. ISBN 978-3-939633-40-0.

Abbildungsnachweis: Dortmunder Bilder aus dem besprochenen Band, Berliner Aufnahmen vom Autor.

## Autor

Andreas Barz, Dipl.-Ing., Studium der Stadt- und Regionalplanung an der TU Berlin, 2002 bis 2006 Aufbaustudiengang Wirtschaftsingenieurwesen an der TFH Berlin. Neben Tätigkeiten am Fachgebiet Denkmalpflege der TU Berlin und in Planungsbüros freier Stadtplaner. Seit 2001 Mitglied im Freundeskreis Studentendorf Schlachtensee, seit 2004 Vorstandsvorsitzender der Studentendorf Berlin Schlachtensee eG, Sprecher des Denkmalnetzwerkes Schaustelle Nachkriegsmoderne, Mitglied in der AG Nachkriegsmoderne der TU Berlin, seit 2009 Geschäftsführer des Internationalen Begegnungszentrums der Wissenschaft in Berlin.

## Rezeption: Medien

Architektur der 1960er und 70er Jahre. Qualitäten einer ungeliebten Baukunst in Dortmund, hg. v. Peter Kroos und dem Bund Deutscher Architekten Dortmund, Essen 2008, Rezensent: Andreas Barz, in: *kunsttexte.de*, Nr. 3, 2011 (5 Seiten). [www.kunsttexte.de](http://www.kunsttexte.de).